

DER BOTE

Februar 2026 • 9. Jahrgang • NR. 32

:: Zeitschrift des Historischen Vereins
:: Herne / Wanne-Eickel e. V.



Der Thiele

Der Möllertunnel: Eine Lebens-
ader für die Menschen in Herne

Kneipen Dönekes - Kappenfest in
Herne

Schutzgebühr: 4,50 €



Die 32. Ausgabe

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Zu unserer letzten Ausgabe erreichte uns ein Leserbrief aus England, den wir hier gerne teilen möchten.

»Ich war platt, als ich das Foto auf Seite 28 sah. Das hätte meine Klasse sein können; von der Kleidung her, den Gesichtern – aber ich erkannte niemanden. Auch an der Litfasssäule (Seite 29) hatte ich in den späten 1950er Jahren gestanden. Dann sah ich die Namen der Lehrer. Ich dachte jahrelang Frau Dr. Klebe hätte Latein unterrichtet, aber nein, es war Sport und ich danke ihr nachträglich, ich hatte eine 1 im Abi. Mathe hatte aber in meiner Klasse Herr Kentrup unterrichtet. In Französisch war ich bei meiner Rückkehr nach Herne aus dem Internat fast auf eine 6 gesunken. Die junge Lehrerin war nett aber sie brachte mich nicht zum Büffeln. Dann kam Frau Dr. Piest wie ein Tsunami! Nach jeder Stunde gab sie uns eine Liste von 20 neuen Vokabeln und in der nächsten Stunde mussten die Befragten wie aus der Pistole geschossen antworten. Genau wie Helga in »Herner Geschichten« schrieb. Diejenigen, die nicht wie aus dem FF antworteten, wurden »Schafskopf« genannt und mussten in einer Ecke stehen. In unserem Alter, wir waren Teenager!

Dr. Piests furchterregende Behandlung hatte auf manche Schülerinnen den Effekt, dass sie verschüchtert verstummten. Für mich war es genau das, was ich brauchte; einen virtuellen Tritt in den Podex. Binnen kurzer Zeit war ich von beinahe 6 auf 2 gestiegen. Französisch wurde mein zweitliebstes Fach und begleitete mich ins Berufsleben sowie ins Alter, als ich Krieg und Frieden mit Genuss auf Französisch lesen konnte.« (Helene Edwards)

Wir wünschen Ihnen nun viel Spaß mit der neuen Ausgaben und sind gespannt, ob uns weitere Leserbriefe erreichen werden.

Glück Auf!

Thorsten Schmidt



Karl-Heinz
Abraham



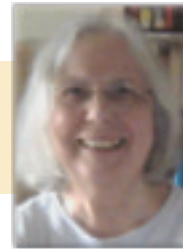
Lukas
Berger



Werner
Gertberg



Andreas
Janik



Helga
Kawashima



Gerdi
Kernbach-
Tinnemann



Wolfram
Ninka



Anna-Maria
Rawe



Emma
Schubert



Marcus
Schubert

Inhalt

Der Thiele	4
Der Möllertunnel: Eine Lebensader für die Menschen in Herne	6
Kindheit in Lirich - schön und schmierich	8
Die Schadeburg	10
Das Glück in kleinen Dingen	14
Stadtgrundkarte Herne 1911 Blatt 5	16
Kneipen Dönekes - Kappenfest in Herne	18
Berkeler Geschichten	21
Ein Kochbuch – Erinnerungen und Rezepte aus dem Ruhrgebiet	22
»Glück Auf!« – Der Gruß, der echt ist	23
Binnenmigranten und »Glück auf« in Eickel - Teil 1	24
Mitglieder stellen sich vor	27
Herner Geschichten	28
Winter 1940	32

Autoren: Hans Abraham, Karl-Heinz Abraham, Lukas Berger, Dr. Werner Gertberg, Sabine Henke, Andreas Janik, Helga Kawashima, Gerdi Kernbach-Tinnemann, Wolfram Ninka, Anna-Maria Rawe, Thorsten Schmidt, Emma Schubert, Marcus Schubert

Verantwortlich i. S. d. P.: Thorsten Schmidt

Lektorat: Anna-Maria Rawe

Titelbild: Von-der-Heydt-Straße 1970, Dr. Arnold Paul

Fotos: Seite 4 - 5: Archiv FC Gelsenkirchen-Schalke 04 e.V. - Seite 6 - 7: Archiv Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. - Seite 10: Wolfgang Ringhut - Seite 11: Karl-Heinz Abraham - Seite 14 - 15: Sammlung Lukas Berger - Seite 16 - 17: Stadt Herne, Fachbereich Vermessung und Kataster - Seite 18: Sammlung Wolfram Ninka - Seite 21: ChatGPT - Seite 22: Wartberg Verlag - Seite 23: ChatGPT - Seite 24 - 26: Sammlung Dr. Werner Gertberg - Seite - Seite 28 - 31: Sammlung Helga Kawashima - Seite 36: Wolfram Ninka, seine Geschwistern Adeltraud und Manfred im Winter 1940. Aufnahmeort: Die Gärten an der Straße, heute Westring.

(Etliche Fotos sind oftmals nicht mit dem Namen des Fotografen gekennzeichnet, sodass eine Recherche der Bildrechte in vielen Fällen nicht möglich war. Grundsätzlich haben wir uns darum bemüht, alle Urheberrechte an den veröffentlichten Fotos und Dokumenten zu klären. Sollte dies in Einzelfällen nicht gelungen sein, bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen.)

Wir weisen darauf hin, dass das Urheberrecht an den Artikeln bei den jeweiligen AutorInnen liegt. Verwendung und Abdruck in anderen Medien, auch auszugsweise, ist nur mit deren ausdrücklicher Zustimmung gestattet. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

ISSN: 2943-2804 (Print), 2943-2812 (Online)

Druck: medienzentrum ruhr
offsetdruck : verlag : agentur : digitalprint
Industriestraße 17, 44628 Herne

Herausgeber:
Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18
44623 Herne



E-Mail: redaktion@hv-her-wan.de
Fon: (0 23 23) 1 89 81 87
Fax: (0 23 23) 1 89 31 45
Internet: www.hv-her-wan.de

Der Thiele



Bernd Thiele

Mitte der 1960er Jahre, die Fußballbundesliga war gerade gegründet, träumte ich, wie so viele Jungen in meinem Alter, von einer Karriere als Lizenz-Fußballspieler. Heute heißt es Profi-Fußballer, was weniger sperrig klingt. Die außergewöhnlichen Fähigkeiten zu meinem Traumberuf besaß ich nach meiner festen Überzeugung allemal.

Als Straßenfußballer in der Teutoburgia-Siedlung und im Sportunterricht, in unserer Turnhalle an der Börsinghauser Straße,

schoß ich Tore am Fließband. Leider erkannte außer mir niemand mein Talent. Nicht einmal mein Trainer beim VfB Börnig. Er stellte mich in meinem ersten Spiel für die Schülermannschaft des Vereins, heute heißt es C-Jugend, als linker Verteidiger (!) auf. Was für eine Schmach! Denn Linksverteidiger und Linksaußen galten früher immer als »ein bisschen seltsam«. Ich war neu im Verein. Und ich konnte mit meinen linken Fuß nicht nur eine Zigarettenkippe austreten. Und tatsächlich schoß ich in meinem ersten Spiel für den VfB ein Tor mit dem linken Fuß! Bei meinem Debüt verloren wir - trotz meiner (unbemerkten) Begabung - an der Schadeburgstraße gegen Arminia Ickern 2:3. Unser Trainer stauchte mich von der Seitenlinie aus zusammen, weil ich es als Verteidiger mehrmals anweisungswidrig gewagt hatte, in die Spielhälfte unseres Gegners vorzudringen.

Um es vorwegzunehmen: Unter dem Strich betrachtet waren meine fußballerischen Leistungen beim VfB Börnig in vier Spielzeiten nicht der Rede wert; um nicht zu sagen teils unterirdisch. In rund 50 Einsätzen für die C- und B-Jugend schoß ich als »Linksaußen« nur noch vier weitere Tore. Aber ein besonderes Highlight sollte ich als Spieler doch erleben dürfen, das mir bis heute in bester Erinnerung geblieben ist.

Die Senioren-Mannschaft des SC Westfalia Herne kickte in der Saison 1969/1970 in der dritthöchsten deutschen Spielklasse. In dieser Liga spielte auch der TB Eickel, der Anfang der 1970er Jahre im neu gegründeten DSC Wanne-Eickel aufging und anschließend unter diesem

Namen eine Zeit lang auch in der 2. Fußball-Bundesliga für Furore sorgte.

Im Frühjahr 1970 trafen Westfalia Herne und der TB Eickel aufeinander. Damals war das Spiel noch kein Stadtderby, weil die Verschmelzung der Städte Herne und Wanne-Eickel erst Jahre später erfolgte. Dennoch war es ein besonderes Spiel, zu dem mehrere Tausend Zuschauer erwartet wurden.

Vor den Heimspielen der Westfalia fand seinerzeit traditionell immer ein Vorspiel statt. Der Verein lud dazu eine Knaben-, Schüler- oder Jugendmannschaft aus dem Fußballkreis Herne ein, die dann vor großer Kulisse ein Freundschaftsspiel gegen ein Team der Westfalia austrug. Zum Spiel gegen den TB Eickel wurde mein Team vom VfB Börnig eingeladen. Diese Paarung gab es normalerweise nie, da sämtliche Jugendmannschaften der Westfalia so stark waren, dass sie alle in höheren Liegen spielten. Zumindest auf dem Papier sollten sie uns daher turmhoch überlegen sein.

Schon eine Woche vor dem Spiel schlief ich vor Aufregung schlecht. Dann kam der Sonntag, und ich stieg fast ohne Schlaf, dafür aber voller Adrenalin aus dem Bett. Ich frühstückte kaum, ich aß nicht zu Mittag. Dann ging es endlich los. Unser Tross fuhr mit einem Triebwagen der Deutschen Bundesbahn, vom Börniger Bahnhof, zum Bahnhof Herne. Voller Freude, aber sehr angespannt, zogen wir schweigend zu Fuß weiter, die Bahnhofstraße runter, durch den Strünkede-Park zum Westfalia-Stadion.

Als wir eine gute Stunde vor Beginn des Hauptspiels den Innenraum betraten, sangen sich schon weit mehr als hundert Zuschauer auf den Rängen in Stimmung. Das waren bereits jetzt deutlich mehr, als in allen Spielen zusammen, die ich mit dem VfB Börnig je bestritt. Nun gut, sie waren nicht wegen eines Schülerspiels gekommen.

Wir durften uns auf dem »heiligen« Rasen des Westfalia-Stadions, gefühlt fünf Minuten, warm machen. Unsere Gegner liefen sogar mit Rückennummern auf. Davon konnten wir aus der tristen Zechensiedlung im Herner Osten nur träumen.

Schließlich wurden beide Mannschaftskapitäne an die Mittellinie zitiert, und kurz darauf erfolgte der Anpfiff.

Es mochten vielleicht drei Minuten gespielt gewesen sein, als ich, als linker Außenstürmer, zum ersten Mal in Ballnähe kam. Mein Gegen-

spieler, der rechte Verteidiger der Westfalia mit der Rückennummer 2, kleiner als ich, aber kräftiger gebaut, hatte ihn vor mir ins Aus gespitzelt. Ich bereitete mich darauf vor, den Einwurf auszuführen. In diesem Moment sprach er mich an: »Bis du euer Linksaußen?« Ich nahm den Ball auf, nickte und hielt Ausschau nach einem anspielbereiten Mannschaftskameraden.

»Ich bin der Thiele«, sagte er, »und du machst hier heute keinen Stich.« Das klang wie eine Drohung und gleichzeitig auch wie ein Befehl.

Ganz unter dem Eindruck seiner Ankündigung übertrat ich die Außenlinie: Falscher Einwurf. Jetzt durfte er einwerfen. Er grinste mich nur an und warf den Ball dann fast bis an den Mittelkreis. Dort nahm ihn ein Mitspieler geschickt an, dribbelte los, schüttelte zwei oder drei meiner Kameraden ab und ließ unserem Torwart keine Chance. 1:0 für die Westfalia, dank meiner ›Glanzleistung‹ am Rande des Spielfelds. Zur Halbzeit stand es 5:0.

Inzwischen waren bereits mehr als doppelt so viele Zuschauer auf den Rängen, wie zu Beginn unseres sich abzeichnenden Debakels. Mir fehlte schon jetzt der Mumm, nach der Pause wieder »dem Thiele« hinterher zu hecheln, wie ich es eine Halbzeit lang permanent getan hatte. Ein Tor hatte er bis dahin selbst erzielt und zwei vorbereitet. Nach dem misslungenen Einwurf hatte ich überhaupt nur noch zwei oder drei Ballkontakte gehabt; ansonsten war der Thiele stets zwei Schritte schneller oder hatte mich einfach abgegrätscht. Dabei musste er nicht mal bis an die Grenze der Fairness gehen; mit seiner Technik und seinem Tempo war er für mich ganz einfach mehr als eine Nummer zu groß.

Nach der Pause schoss »der Thiele« noch zwei Tore. Als das Spiel mit 11:0 endete (unser großartiger Torwart hatte noch etliche todsichere Chancen der Westfalia vereitelt), war die Gegen- gerade sehr gut gefüllt, und auch auf der überdachten Haupttribüne tummelten sich zahlreiche Fans in Erwartung des kommenden großen Spiels. Sie alle waren Zeugen meiner schlimmsten persönlichen sportlichen Blamage.



Bernd Thiele (r.) nach einem Spiel des FC Schalke 04

Nach dem Schlusspfiff reichte mir »der Thiele« die Hand. »Gegen mich macht nie einer ne Bude«, behauptete er mit einem Grinsen. Und dann: »Ker, wärsse heute besser ma nache Amanda zum Tanztee gegangen.« Ich konnte nichts erwidern. Was für ein Spaßvogel, dachte ich nur. Wie sehr hatte ich mich auf dieses Spiel gefreut, und dann das! Vor Enttäuschung bekamen die wenigsten von uns mit, dass einige unserer Idole wie Klomfass, Sauer oder Dombrowski, die den Rasen betraten, während wir ihn verließen, uns freundlich und aufmunternd auf die Schulter klopfen.

Bernd Thiele, wie ich Jahrgang 1956, bestritt nur drei Jahre nach diesem denkwürdigen Schülerspiel sein erstes Bundesligaspiel als Profi beim FC Schalke 04. Er war damals, mit 17 Jahren der zweitjüngste Bundesligaspieler überhaupt und kam im Laufe seiner Karriere in rund 200 Bundesligaspielen für Schalke 04 und Hannover 96 zum Einsatz. Bernd Thiele verstarb im Frühjahr 2017, völlig unerwartet, auf der Kanareninsel Gran Canaria. Hier hatte er bis zu seinem Tod in seiner Kneipe »Zum Schalker« gearbeitet.

Ein guter Fußballer wurde aus mir nicht, auch deshalb nicht, weil ich bereits kurze Zeit später meine ›Karriere‹ beendete. Immerhin durfte ich wenigstens einmal in meinem Leben gegen einen ›richtig Guten‹ spielen, das heißt, ich habe mich zumindest nach Leibeskräften bemüht.

Bernd Thiele wohnte mit seiner Mutter viele Jahre lang zur Miete in einem Mehrfamilienhaus, mitten in Sodingen.

Hans Abraham



Möllertunnel, Ansicht Südseite (Von-der-Heydt-Straße), 1968.

Der Möllertunnel: Eine Lebensader für die Menschen in Herne

Mehr, als nur eine Unterführung: Der Möllertunnel war über Jahrzehnte eine wichtige Lebensader Hernes und erleichterte Tausenden den Weg durch die Stadt. Wer hinter dem Namen Christian Möller stand, warum der Tunnel für Baukau und das Stadtzentrum so bedeutend war und weshalb er bis heute im kollektiven Gedächtnis weiterlebt, beleuchtet dieser Artikel.

Der Möllertunnel, einstmals eine entscheidende Fußgängerunterführung in Herne, war weit mehr, als nur ein Bauwerk; er war eine Lebensader, die den Alltag der Menschen maßgeblich erleichterte. Sein Namensgeber, Christian Möller, eine prägende Figur der Stadtgeschichte, erkannte die Notwendigkeit dieser Verbindung und setzte sich mit Weitsicht für ihre Realisierung ein.

Der Möllertunnel: Eine Verbindung durch die Stadt und seine Bedeutung für die Bürgerinnen und Bürger.

Der Möllertunnel war ursprünglich eine Fußgängerunterführung unter dem westlichen Bahnhof von Herne, die die Von-der-

Heydt-Straße mit der Moltkestraße (später Westring) verband. Seine wahre Bedeutung lag in der enormen Erleichterung, die er den Bewohnern der Stadt brachte. Er ermöglichte den Anwohnern von Baukau einen deutlich kürzeren Weg ins Stadtzentrum und bot den Menschen auf der gegenüberliegenden Seite der Stadt einen direkten und bequemen Zugang zum Bahnhof. Dies sparte Zeit, Mühe und verbesserte die Anbindung an wichtige Einrichtungen und Verkehrspunkte erheblich.

Die Idee für den Bau des Tunnels stammte von Christian Möller, einem lokalen Gastwirt und Stadtverordneten. Er setzte sich vor dem Ersten Weltkrieg vehement für seine Errichtung ein, getrieben von dem Wissen um den täglichen Bedarf der Bürgerinnen und Bürger.

Der Tunnel wurde am 22. Dezember 1917 offiziell eröffnet und entwickelte sich schnell zu einem unverzichtbaren Bestandteil der städtischen Infrastruktur. Im Zuge eines Stadterneuerungsprojekts, das den Bau des innerstädtischen Westrings vorsah, wurde der Möllertunnel am 5. Oktober 1967 für den gesamten Verkehr geschlossen. Der



Möllertunnel, Innenansicht.



Eröffnung des Westrings durch Robert Brauner (rechts).

Westring, der eine Vergrößerung des alten Möllertunnels beinhaltet, wurde am 3. August 1970 für den Verkehr freigegeben. Trotz dieser baulichen Veränderung blieb der Name »Möllertunnel« für diese neue Unterführung bis mindestens Ende 1976 im allgemeinen Sprachgebrauch erhalten. Ein Zeichen für die tiefe Verankerung des Namens und der Geschichte des Tunnels im Bewusstsein der Bevölkerung.

Christian Möller: Der Namensgeber und engagierte Bürger Hernes.

Christian Möller, geboren am 20. September 1871, in Herne, war eine herausragende Persönlichkeit, die sich in verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens engagierte und maßgeblich zur Verbesserung der Lebensbedingungen in seiner Heimatstadt beitrug. Seine Karriere begann er als »Kohlenklauber« auf der Zeche Von-der-Heydt. Durch Fleiß und Engagement stieg er innerhalb von 44 Jahren zum Hauptbuchhalter und Grubenkassenverwalter für alle vier Harpener Schachtanlagen in Herne auf.

Neben seiner beruflichen Laufbahn war Möller tief im gesellschaftlichen und politischen Leben Hernes verwurzelt. Bereits 1892 trat er dem Roten Kreuz bei und erhielt 1932 eine Ehrenurkunde für seine 40-jährige

Mitgliedschaft. Durch seine Heirat mit Amalie Groppe, im Jahr 1896, wurde er Pächter eines Gasthauses. Sein politisches Engagement begann 1907 als Stadtverordneter, wo er zunächst die Liberalen und später die Deutsche Volkspartei vertrat. Er war zudem in zahlreichen Ausschüssen aktiv. Darunter im Sparkassenvorstand und in der Straßenbahngesellschaft. Christian Möller war für seine karitative Gesinnung und sein ausgeprägtes soziales Bewusstsein bekannt und geschätzt. Sein Einsatz für den Möllertunnel ist nur ein Beispiel seines Strebens, das Leben der Menschen in Herne zu verbessern.

Er verstarb plötzlich am, 5. August 1932, im Alter von 60 Jahren. Seine Beisetzung war ein großes Ereignis, das von zahlreichen Gemeindemitgliedern und Vertretern verschiedener Organisationen besucht wurde und den großen Respekt widerspiegelte, den er genoss.



Marcus Schubert

Kindheit in Lirich - schön und schmierich - Teil I

Vorwort

Ich hatte das unverschämte Glück, dass ich als kleines Kind meine Kindheit in Lirich, dem für mich schönsten Stadtteil von Oberhausen, erleben durfte. Damals, ... als Kindheit noch der Inbegriff für Freiheit und purer Lebensfreude war, da hatten wir Kinder viel zu tun. ... Wir hätten gar keine Zeit für Handys, Tablets, iPads und so einen Firlefanzen gehabt! ... Uns wäre unsere Zeit auch viel zu schade zum Komasaufen oder Shisha-Rauchen gewesen. ... Wir haben sogar noch richtig und vor allem überhaupt ... Hausaufgaben gemacht! ... Ich meine so, mit selber denken und selber schreiben. ... Nicht so wie heute: »Copy & Paste« oder »Chat-Programmen«.

Wir sind als Kinder tatsächlich noch zu Fuß durch die Gegend gedüst; immer mit dem Ziel, irgendwas zu entdecken, ... oder etwas Leckeres zum Futtern zu finden. Die Natur war zwar nicht mehr so ganz unberührt, ... aber dennoch fand sich immer der eine oder andere grüne Fleck, den wir in unserem naiven Größenwahn als »Wildnis« bezeichneten, und der für den Moment unserer Anwesenheit zur passenden Kulisse unseres fantasievollen Tuns wurde.

Abschnitt I Lirich

Wikipedia beschreibt diesen wunderbaren Stadtteil mit folgenden Worten:

»Lirich ist ein Stadtteil im Westen des Oberhausener Stadtbezirks Alt-Oberhausen, zählte am 31. Dezember 2023 15.509 Einwohner und hat eine Größe von ca. 3,40 km². In Lirich-Süd lag die 1850 abgetaufte Zeche Concordia, auf deren Gelände heute u. a. das Bero-Einkaufszentrum liegt.

Lirich liegt im Südwesten Oberhausens, im Westen des Stadtbezirks Alt-Oberhausen. Die Grenze nach Norden zu Buschhausen bildet größtenteils der Rhein-Herne-Kanal, wobei der Westfriedhof noch zu Lirich zählt. Im Nordosten trennt die Bahnstrecke Oberhausen-Arnhem Lirich vom Kaisergarten und vom Marienviertel, im Südosten trennt die Bahnstrecke Duisburg-Dortmund Lirich von der Oberhausener Innenstadt. Im Süden bildet die Alleestraße die Grenze zwischen Lirich-Süd und Alstaden. Nach Westen hin trennen die Autobahn A3, der Rhein-Herne-Kanal sowie die Niebuhrstraße Lirich von Meiderich.«

Der Stadtteil Lirich weist zwei Besonderheiten auf. Die erste Besonderheit: Der Stadtteil ist so klein, dass man ihn locker vom Westfriedhof aus, über die Wilmsstraße, oder über die Ruhrorter Straße in seiner Länge oder Breite durch-

queren kann und dafür – bei guter Ampellage nur ungefähr fünf Minuten benötigt.

Die zweite Besonderheit: In Lirich gibt es mehr »tote Einwohner:innen«, als Lebende. Das ist so, weil die Fläche des Westfriedhofes in Oberhausen-Lirich. Mit fast 35 Hektar sehr groß ist und demnach angenommen werden kann, dass der Anteil an »lebenden Einwohner:innen« in Lirich durchaus zahlenmäßig geringer ausfällt. Bei einer Recherche im Internet habe ich herausgefunden, dass sich auf dem Westfriedhof in Lirich annähernd 41.700 Gräber befinden.

»Der Oberhausener Westfriedhof liegt eingebettet zwischen zwei Autobahnen und dem Rhein-Herne-Kanal. Für Flora und Fauna bietet der Friedhof ein wahres Refugium inmitten des Ballungsraums. Unter den 338 wildwachsenden Pflanzenarten, die durch eine Untersuchung der Biologischen Station Westliches Ruhrgebiet im Rahmen des LVR-Projekts »Biodiversität auf Friedhöfen im westlichen Ruhrgebiet« auf dem Westfriedhof festgestellt werden konnten, befinden sich viele Magerkeitszeiger. Zu ihnen gehören Kleiner Vogelfuß, Buntes Vergissmeinnicht oder Frühlings-Fingerkraut. In der heutigen, meist stickstoffüberfluteten, Kulturlandschaft sind die Arten äußerst selten geworden. Auf Friedhöfen wie dem Oberhausener Westfriedhof finden sie noch einen Lebensraum.«

Entbunden wurde ich im – damals noch: »Virchowkrankenhaus«, da an der Virchowstraße, oder auch »Evangelisches Krankenhaus« genannt, welches sich auch heute noch in Oberhausen-Mitte befindet. Wenn ich zurückblicke auf Geschichten, die mir erzählt wurden, gibt es in zwei Punkten ein wenig Ungereimtes ...

1. Taufe: Ich bin bestimmt getauft worden und das ganz gewiss in der Pauluskirche, an der Duisburger Straße in Oberhausen. ... Darüber gibt es ein Dokument.

2. Drei Jahre Krankenhaus (1:2): Ich soll mit einer schweren Krankheit geboren worden sein, die es erforderte, dass ich »meine ersten drei Lebensjahre« in insgesamt zwei Krankenhäusern verbracht haben soll. ... auch darüber habe ich zumindest ein Dokument gefunden.

Chronologisch betrachtet habe ich wahrscheinlich nur ungefähr vier bis fünf Jahre meines Lebens in Lirich gewohnt. Dennoch hat mich diese Zeit umfassend geprägt.

In dem Jahr, in dem ich 8 Jahre alt wurde, sind wir nach Alt-Oberhausen, in die »City-West« gezogen. Zu diesem Kapitel komme ich später noch.

An meine Taufe kann ich mich gar nicht mehr erinnern. Aber auch mir wurden die wahrscheinlich im Zusammenhang von einigen Taufen stehende Geschichte erzählt: »Du hattest so ein schönes Taufkleid an ... und dann hast du dich kurz vor der Taufe noch übergeben!« ... Oder: »Bei allen anderen warst du ruhig und hast lieb geguckt. Nur, wenn ich dich auf dem Arm hatte, hast du laut geschrien!« ... Ein Schelm, der Böses denkt. ...

Damals gab es schon die Möglichkeit, Fotos anzufertigen und entwickeln zu lassen. Doch zu dieser Zeit wurde irgendwie bewusster mit dem umgegangen, was möglich war. Schöne Erinnerungen wurden mental »aufgenommen« und verinnerlicht. Es wurde nicht jede Millisekunde ein Foto gemacht und das war auch gut so. Wenige Fotos in großen Fotoalben zum späteren Durchblättern. ... Von meinen Anfangsjahren auf Erden gibt es nur sehr wenige Fotos, die meist nach dem Ereignis, als Geschenk durch Mitbewohner überreicht wurden. ...

Für mich ist es immer wieder ein ganz besonderes Ereignis, wenn ich mit dem Öffnen eines solchen Fotoalbums – gleich einer Zeitreise, zurück zu dem Zeitpunkt reise, an dem das jeweilige Foto entstanden war und den leisen sowie lauten Stimmen lausche, die beim Betrachten der einzelnen Fotos Gefühle wecken und einladen, in oftmals schönen Erinnerungen zu verweilen.

Meine erste Heimat »Ulmenstraße«

Unsere erste Wohnung hatten wir auf der Ulmenstraße 104; damals noch in 4200 Oberhausen, unterm Dach. Dort habe ich mich insgesamt sehr wohl gefühlt und ich vermute, dass hier der Grundstein für meine besondere Liebe zu Dachgeschoss Wohnungen gelegt wurde. ... Ich kann mich noch in etwa an den Grundriss erinnern. Wenn man die Wohnung betrat gingen von einem langen Flur die Zimmer ab. Direkt rechts befand sich das Kinderzimmer, das ich mir mit meinen beiden älteren Geschwistern teilte. Mein Bruder hatte ein eigenes Bett, an dessen Aussehen ich mich heute nicht mehr erinnern kann. Meine Schwester und ich teilten uns ein Etagenbett. Ich schlief oben und meine Schwester unten. An weitere Einrichtungsgegenstände im Kinderzimmer konnte ich mich nicht erinnern.

Aber an unser Etagenbett kann ich mich noch sehr gut erinnern, weil wir an einem Tag beschloßen haben, andauernd die Treppe zu meinem Bett empor zu klettern und dann von oben auf den Boden zu springen. Das machte sehr viel

Spaß und wir drehten vergnügt unsere Runden ... bis es auf einmal und sogar hörbar »energisch« schellte! ... Ich weiß nicht mehr, wer die Tür geöffnet hat? ... Unsere Nachbarin aus der unter uns liegenden Wohnung stand stocksauer, mit dem Kronleuchter in der Hand vor der Tür und schimpfte lauthals, weil dieser aufgrund unseres vom Bett Hüpfens von der Decke auf den Boden gefallen war! ... Das gab ein großes Donnerwetter, was heute zutreffend als »Arschkirmes« bezeichnet wird.

»Arschkirmes«

Bei diesem Wort handelt es sich keinesfalls um eine Leckerei von der Kirmes! Vielmehr war das der handfeste Wutausbruch, den unsere Mutter – je nach »Missetat« – mit einer Kaskade an Schlägen, mit der Hand ausgeführt, auf den Hintern des jeweiligen Kindes prasseln ließ, das diese Bestrafung unterzogen wurde. ... Das war auch eine Art, Silbentrennung zu lernen, die sich ziemlich nachhaltig »einbläute«. Ich kann heute nicht mehr erinnern, welche Farben zum Beispiel mein so malträtiertes Hintern hervorbrachte? ... Damit man eine Vorstellung davon bekommt, kurz mal der Anfang dieses schmerzhaften Monologes: ... »Ich ha-be dir be-reits so oft ge-sagt, dass du bla bla bla nicht darfst! Warum hörst du nicht, wenn ich dir das sa-ge?! ...« Heute kann ich mich nicht mehr daran erinnern, ob ich die einzige von uns drei Kindern gewesen bin, die nach der handfesten Methode: »Wer nicht hören will, muss fühlen.« erzogen wurde? ... In der heutigen Zeit würden solch malträtierte Kinder wahrscheinlich zur Polizei oder zum Krankenhaus gehen und die Eltern wegen Körperverletzung anzeigen, ... oder aufmerksame Pädagog:innen in der Kita, beziehungsweise Lehrkräfte in der Schule würden dem wohl nachgehen. ... Ich habe einen schönen Po, den Berühmtheiten sich für viel Geld kosmetisch modellieren lassen. ... Meiner ist echt und ich bezeichne seine wunderbare Form manchmal – im Memorial of – als »Dauerschwellung« ...

Fortsetzung folgt ...



Anna-Maria Rawe



Die Schadeburg, wie Wolfgang Ringhut sie sich vorgestellt hat.

Die Schadeburg

Über tausend Jahre alt und doch fast vergessen: Die Schadeburg war einst ein bedeutendes Rittergut in Börnig – älter als Schloss Strünkede und jahrhundertlang Teil der regionalen Geschichte. Warum sie nie wirklich zu Herne gehörte, wie sie langsam aus dem Stadtbild verschwand und heute nur noch im Straßennamen weiterlebt, erzählt dieser Artikel.

Viele Jahrhunderte lang war sie ein beeindruckendes Rittergut in der Bauerschaft Börnig. Aber korrekt betrachtet gehörte sie nie zu Herne: Die Schadeburg.

Das Dorf war nämlich bis 1902 Teil der Gemeindeverwaltung von Castrop (Kreis Dortmund) und wurde durch eine Verwaltungsreform mit Sodingen vereinigt. 1928 erfolgte die Eingliederung Sodingens in die Stadt Herne. Doch da gab es die Schadeburg schon nicht mehr. Es standen nur noch das Herrenhaus und einige Wirtschaftsgebäude.

Vielleicht ist das der Grund dafür, dass die Schadeburg aus dem Gedächtnis der Herner Bevölkerung weitestgehend verschwunden ist? Kaum jemand weiß heute noch, dass es sie überhaupt gab. Das ist umso bemerkenswerter, als dass sie vor mehr als 1.000 Jahren gebaut wurde und

damit rund 300 Jahre älter war als die Burg Strünkede. Der Vorläufer des heutigen Schloss Strünkede wurde nämlich erst Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet, im 16. Jahrhundert zum Schloss erweitert und umgebaut.

Die Schadeburg hingegen wurde bereits zwischen 880 und 890 im Werdener Urbar, einer Art Grundbuch und Abgabenregister des Mittelalters, mehrfach erwähnt. Im 12. Jahrhundert war sie wahrscheinlich Teil des Grenzraums zwischen Kölner und märkischer Einflusssphäre. Sie lag östlich des Dorfkerns von Börnig. Ihr Name ist vermutlich lateinischen Ursprungs und soll auf eine wasserreiche Umgebung hinweisen. Seinerzeit bestand Börnig überwiegend aus Wiesen, Feldern und Sumpfgebieten.

Erst seit Mitte der 1960er Jahre weiß man, dass sich schon vor vielen tausend Jahren, nämlich in der Stein- und Bronzezeit, Menschen in dieser Gegend niedergelassen hatten. Das belegen archäologische Funde, die damals bei Ausschachtungsarbeiten gefunden wurden.

In alten Dokumenten wird die Schadeburg auch Emscherschloss oder Haus Schadeburg genannt. Sie war eine Niederungsburg und musste wegen des hohen

Wasserstandes auf Eichenpfählen gegründet werden. Ringsherum war sie durch eine Gräfte geschützt. In ihrer langen Geschichte ist sie nie von feindlichen Heeren angegriffen oder belagert worden. Dafür war sie wohl doch nicht bedeutend genug. Ganz im Gegensatz zu vielen Burgen und Schlössern in der Umgebung blieb sie auch im 30-jährigen Krieg von Verwüstungen und Zerstörungen verschont.

Die Schadeburg wurde als »Vierkantburg« konzipiert und war für die damalige Zeit ein durchaus beachtliches Anwesen. Im Ostflügel lagen die gut ausgestatteten Wohnräume und im Norden und Westen die Wirtschaftsgebäude. Nur von Süden aus gelangte man über eine Zugbrücke in die Burg hinein. In der Mitte befand sich ein großer Platz. Die Burg hatte zwei Vierecktürme und neben der Zugbrücke stand ein mächtiger Rundturm. Darin hing eine kleine Glocke aus Bronze, die dreimal täglich geläutet wurde. Sie diente den Menschen in der Umgebung sehr lange als Uhr und Wecker, als Einladung zu besonderen Anlässen und als Notruf bei Gefahren. In der gesamten Bauerschaft Börnig war sie gut zu hören. Die kleine Glocke hatte ein bewegtes Leben und ein sehr trauriges Ende.

Die katholischen Christen in Börnig gehörten seinerzeit zur Gemeinde St. Lambertus in Castrop. Ende der 1880er Jahre hatte diese Gemeinde eine neue Behelfskirche errichtet und suchte eine Glocke. Der damalige Burgherr der Schadeburg war der Meinung, dass er auf die Glocke in seinem Südturm verzichten könnte und gab sie an die Kirchengemeinde in Castrop ab. In der Behelfskirche hatte sie nun eine ganz andere Aufgabe. Sie läutete, um die Gläubigen zum Gottesdienst zu rufen. Die Behelfskirche war aber nur eine Übergangslösung, denn parallel baute die Gemeinde eine neue Kirche. Die imposante Pfarrkirche war bereits 1892 fertig und prägt seither die Altstadt von Castrop. Der neue Glockenturm bekam eine wesentlich größere Glocke. Die Schadeburgglocke hatte ausgedient.

Doch ihre Auszeit war nur von kurzer Dauer. Durch den enormen Zuzug von Arbeitskräften für den Bergbau war auch in Börnig und Sodingen die Zahl der katholi-

schen Gemeindemitglieder ständig gewachsen. Darum wurde beschlossen auch in Börnig eine Pfarrei zu gründen und eine neue Kirche zu bauen. Wie in Castrop zuvor. So wurde auch hier zunächst eine Behelfskirche aufgestellt, die den Namen St. Urbanus erhielt. Die Gemeindemitglieder freuten sich sehr über die Rückkehr ihrer Schadeburgglocke in diese Behelfskirche. Aber auch diesmal war ihre Einsatzzeit nur von kurzer Dauer. Als 1903 die St. Peter und Paul-Kirche fertig war, wiederholte sich ihr Schicksal. Sie wurde erneut ausgemustert. Doch wieder fand sich für sie schnell eine Anschlussverwendung.



Glocke aus der Notkirche der St. Pius Gemeinde

1904 ging es zurück nach Castrop, diesmal in den Stadtteil Merklinde. Im Glockenturm der neu errichteten St. Marien-Kirche fand sie ihren letzten Standort. Dann kam der erste Weltkrieg. Als der Rüstungsindustrie die Rohstoffe ausgingen verfügte die Reichsregierung, dass sämtliche Metalle im Privatbesitz unverzüglich an den Staat abzugeben seien. Diese Anordnung machte auch vor Kirchenglocken nicht Halt. Unzählige Jahre hatte die kleine Glocke im Turm der Schadeburg und anschließend in drei Kirchen ihren Dienst getan. 1917 fand sie ihr Ende im Schmelzofen.

Die Schadeburg war ein niederadeliges Rittergut. Sie lag strategisch günstig, nahe an den großen Handelswegen. Neben der Burganlage gehörten noch zwei Bauernhöfe und fünf Kotten, mit Wiesen und Feldern zum Besitz. Das gesamte Areal war rund 30 Hektar groß.

Aber wem gehörte die Schadeburg, wer waren die Eigentümer über mehr als 1.000 Jahre?



Herrenhaus Schadeburg

Bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts sind weder die Bauherren noch die Burgherren historisch gesichert nachweisbar. Überliefert ist, dass die adelige Familie von Düngelen sich dort niedergelassen hatte. Um das Jahr 1204 ist mit »Macharius von Düngelen« erstmals ein Burgherr der Schadeburg dokumentiert. Die Familie kam aus dem Großraum Castrop und war dort eine bedeutende Adelsfamilie. Zum Besitz der Familie gehörten unter anderem auch das Schloss Bladenhorst und die Henrichenburg.

Rund 250 Jahre später übernahm die Familie von Alstedde die Schadeburg. Sie blieb etwa 120 Jahre in deren Familienbesitz. Durch Heirat und Erbfolge bekam sie auch nach dieser Zeit immer wieder neue Eigentümer; immer Adelige. Die Familien von Raesfeld, von Pieck und von Syburg zu Wischlingen tauchen nacheinander im Grundbuch auf.

Mitte des 17. Jahrhunderts gelangte sie durch Heirat an die Familie von Palandt.

Diese investierte in dringend erforderliche Erneuerungen und Modernisierungen der Burganlage. Der kinderlose Freiherr Heinrich Johann Heidenreich von Palandt war der letzte Burgherr seines Geschlechts. Über sein Leben und über seinen Tod 1756 ranken sich viele Legenden. Als rachsüchtiger Mensch bekannt und berüchtigt, tötete er im Streit einen Abgeordneten der provinziellen Ständeversammlung von Preußen und wurde zum Tode verurteilt. Zur Hinrichtung kam es aber nicht. Angeblich soll er sich vorher durch Vergiftung selbst das Leben genommen haben. Andere Quellen berichten, er sei erschossen worden.

Palandts Tod markierte aber den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der Schadeburg. Von nun an ging es mit ihr langsam aber stetig bergab. Nach Palandts Tod wurde die Burg verkauft und kam erstmals in bürgerliche Hände. Diverse vermögende vestische Familien sind nacheinander als Eigentümer vermerkt. Was aber viel bedeutender war: Keiner dieser nicht adeligen Grundbesitzer wohnte jemals selbst auf der Schadeburg. Vielmehr wurde sie von nun an nur noch verpachtet. Die Pächter kümmerten sich wenig bis gar nicht um notwendige Instandhaltungen. Und das Alter forderte seinen Tribut. Bauliche Mängel wurden immer sichtbarer und ständig größer.

1826/1827 unternahm der damalige Eigentümer Landrat Reinhard David Wiethaus aus Hamm einen Rettungsversuch. Er ließ das alte Herrenhaus durch ein neues, moderneres Gebäude ersetzen. Zur Finanzierung verkaufte er die beiden Bauernhöfe und Kotten einschließlich Wiesen und Felder. Aber auch diese Maßnahme änderte nichts mehr. Die Burganlage verfiel immer weiter, und einige Gebäudeteile mussten sogar abgerissen werden. Schließlich veräußerten seine Nachkommen das noch vorhandene restliche Anwesen an die Freifrau Von der Recke aus Duisburg.

Doch auch sie wurde mit der erworbenen Burg nicht glücklich. So kam es, dass sie im Jahr 1907 dem »Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahlfabrikation« die Schadeburg und die restlichen noch vorhandenen Liegenschaften verkaufte.

Der Bochumer Verein errichtete auf einem Teil des erworbenen Areals ab 1908 das Bergwerk Teutoburgia und in den Jahren 1909 bis 1923, auf einer Fläche von rund 21 Hektar, die gleichnamige Arbeitersiedlung. In die vom Verfall bedrohten alten Gemäuer der Burganlage wurde nicht mehr investiert. Immerhin veranlasste der Eigentümer, dass der Wassergraben um die Reste der Schadeburg 1926 zugeschüttet wurde. Dadurch ergaben sich für das gesamte Gelände neue Nutzungsmöglichkeiten. Und das wussten die evangelischen Christen in Börnig gut für sich zu nutzen.

Denn ein Jahr später pachtete die evangelische Johannis-Kirchengemeinde Sodingen das gesamte ehemalige Burggelände. In Eigenregie wurden Teile der vom Verfall bedrohten alten Wirtschaftsgebäude durch Gemeindemitglieder umgebaut, instandgesetzt und für kirchliche Belange nutzbar gemacht. So entstanden unter anderem eine Schwesternstation, ein Kindergarten, Jugendräume und eine Begegnungsstätte, die auch für Gottesdienste genutzt wurde. Vom ehemaligen Rittergut blieben nur noch ein paar Gebäudefragmente übrig.



Emmauskirche

Während des zweiten Weltkriegs, am Abend des 29. März 1943, wurde Börnig von einem Bombenangriff erschüttert. Dabei wurden die restlichen Gebäude der ehemaligen Schadeburg sowie Häuser in der Teutoburgiasiedlung schwer getroffen; einige vollständig zerstört. Noch während des Krieges machten sich die evangelischen Gemeindemitglieder erneut an die Arbeit und versuchten die weniger beschädigten Nebengebäude irgendwie wieder herzurichten. Das gelang recht ordentlich. Für die Gemeindearbeit blieb es aber stets ein Provisorium. So kam immer mehr der Wunsch nach etwas völlig Neuem auf; nach einer eigenen, selbstständigen evangelischen Gemeinde in Börnig.

1958 war es so weit. Die Börniger Christen gründeten die Emmausgemeinde. Nur ein Jahr später gelang es ihnen sogar, das bisher gepachtete Schadeburggelände zu kaufen. Die Gemeinde war am Ziel. Die provisorischen, alten Gebäude konnten jetzt Zug um Zug durch Neubauten ersetzt werden. Priorität hatte zunächst die Errichtung einer eigenen Kirche. Die Emmauskirche war schon 1961 fertig gestellt.

Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre plante die Gemeinde ein neues Gemeindezentrum. Dafür war es aber erforderlich, alle noch auf dem Gelände vorhandenen Gebäude der alten Burg, abzubauen. Mit dem Abriss endete der quälend lange Abschied der Schadeburg leise und völlig unspektakulär. Dass es die Schadeburg überhaupt jemals gab, daran erinnert heute nur noch die »Schadeburgstraße« in der Teutoburgiasiedlung.

In ihrer mehr als 1.000 Jahre währenden Geschichte war die Schadeburg zwar nie eine Burg von herausragender Bedeutung, aber durchaus eine regionale Größe. Auch deshalb hat sie es verdient, dass sie nicht vergessen wird.



Karl-Heinz Abraham



Der Eingang zur Puszta Bar und die Scala.

Das Glück in kleinen Dingen

Die Jahre gingen dahin, und das Leben in der Bahnhofstraße nahm wieder seinen gemächlichen Lauf. Heinrich arbeitete nicht mehr unter Tage, aber er blieb rastlos. »Nur rumsitzen, das macht einen mürrisch«, sagte er, wenn Ella ihm riet, sich zu schonen. Und doch wusste sie, dass er heimlich oft die alten Kameraden in der Puszta Bar traf.

Eines Abends kam er später als gewöhnlich nach Hause. Ella saß schon im Nachthemd am Küchentisch, der Wecker tickte laut in der Stille. Als die Tür endlich aufging, stand Heinrich da – leicht schwankend, mit einem verschmitzten Grinsen.

»Du bist ja spät«, sagte Ella streng.

»Ich hab' einen Deckel gemacht«, gestand er, »und weil ich nicht genug Geld dabei hatte, hab' ich... na ja... mein Gebiss als Pfand dagelassen.«

Ella starrte ihn an, als hätte sie sich verhört. »Dein Gebiss?!«

»War ja nur bis morgen früh«, brummte er und versuchte, unschuldig zu schauen.

Am nächsten Tag marschierte Ella selbst in die Puszta Bar. Der Wirt, Rudi Kirch, ein stattlicher Mann mit Anzug, holte das Gebiss aus einer Zuckerdose hinter dem Tresen hervor. »Ihr Mann hat es gut gemeint«, sagte er schmunzelnd. Ella nahm es wortlos entgegen, steckte es in ihre Handtasche und sagte nur: »Wenn er wiederkommt, sagen Sie ihm, seine Frau hat Hausverbot für ihn ausgesprochen.«

Die Stammgäste lachten, aber keiner wagte einen Kommentar, als Ella die Bar mit erhobenem Kopf und Heinrichs Gebiss in der Tasche verließ.

Heinrich selbst nahm das Ganze mit Humor. »Besser das Gebiss als der Ehering«, sagte er abends. Doch Ella reagierte nur mit einem kurzen Blick, der ihm klarmachte, dass das Thema erledigt war.

Walter, Heinrichs Bruder, hatte andere Eigenheiten. Wenn er nachts aus der Kneipe kam, war kein Fenster in der Straße sicher. Mit lauter Stimme sang er »Theo, wir fahr'n nach Lodzsch!«, und jeder wusste, dass er damit den neugierigen Nachbarn meinte, der bei jedem Geräusch hinter seiner Gardine lauerte. »Der Theo«, murmelte Ella einmal, »der sieht mehr durchs Fenster als durchs Leben.«

Einmal trieb Walter seinen Schabernack noch weiter. Es war ein klarer Abend, der Mond stand hell über den Dächern, und die Luft war mild. Plötzlich schallte es durch die ganze Straße: »Alles an die Fenster! Die Häuser werden fotografiert!«

Innerhalb von Sekunden klapperten die Rollläden, Lichter gingen an, und Dutzende neugierige Köpfe erschienen hinter den Scheiben. Am nächsten Tag sprach die ganze Nachbarschaft davon. Nur Walter grinste. »Ein bisschen Spaß muss sein«, sagte er, als Ella ihm den Kopf wusch.

Ella nahm es gelassen. Sie hatte genug erlebt, um zu wissen, dass es schlimmere Dinge gab, als

nächtliches Singen oder Gebisse in Bars. Ihre Tage waren ausgefüllt. Morgens putzte sie im Kaufhaus, nachmittags kochte sie für Gisela und Werner. Wenn die beiden Spätschicht hatten, schwang sie sich auf ihr Fahrrad, stellte die Töpfe auf den Gepäckträger und fuhr die drei Straßen weiter.

»Fahr vorsichtig, Mutter!«, rief Gisela jedes Mal.

»Kind, ich fahr seit dem Krieg Fahrrad. Wenn mich da nichts umgehauen hat, schafft es auch kein Schlagloch in Herne!«, gab Ella zurück.

Oft kam sie an mit Suppe, die halb übergeschwappt war, und einem Topfdeckel, der klappernd im Fahrtwind hing. Aber das kümmerte sie wenig. »Bisschen weniger Soße, bisschen mehr Liebe«, sagte sie und stellte den Topf auf den Tisch.

Manchmal blieb sie noch auf ein Stück Kuchen. Dann erzählte Werner Geschichten aus der Fabrik, und Gisela klagte über den kleinen Franz, der nun schon in die Schule ging und lieber Fußball spielte, als seine Hausaufgaben zu machen.

»Lass ihn rennen«, meinte Ella. »Solange er noch mit sauberen Hosen heimkommt, ist alles gut.«



Urlaub am Rhein 1962.

Im Sommer 1962 fuhren sie alle zusammen an den Rhein. Der erste richtige Ausflug seit Jahren. Heinrich trug eine Jacke, Ella hatte ihren besten Rock und einen leichten Mantel an. Der kleine Franz durfte den Familienfotoapparat halten. Auf dem Bild, das später entstand, sieht man Ella auf einer Holllywoodschaukel sitzen, Heinrich neben ihr. Walter, der gerade wieder einen Witz machte, war nicht mit auf dem Bild.

Doch es gab auch ruhigere Tage. Heinrich wurde schwächer, seine Hustenanfälle häufiger. Ella wachte oft nachts auf, deckte ihn zu, strich ihm über die Stirn. »Alles gut«, flüsterte sie dann, obwohl sie wusste, dass es nicht mehr wie früher werden würde.

Trotz allem blieb sie unermüdlich. Sie half Nachbarn beim Einkochen, strickte für den Winter und brachte alten Frauen den Einkauf heim. »Wer arbeiten kann, der lebt«, sagte sie, wenn jemand meinte, sie solle sich schonen.

Manchmal, wenn sie abends am Fenster stand, hörte sie in der Ferne Walters Gesang, oder das Gelächter der jungen Leute auf der Straße. Dann lächelte sie. Die Welt drehte sich weiter, immer ein Stück schneller. Aber in ihrem kleinen Reich blieb alles, wie es sein sollte.

Und wenn Franz am Wochenende bei ihr übernachtete, saßen sie gemeinsam am Küchentisch, tranken Kakao und aßen Butterbrot. Dann erzählte Ella Geschichten von früher: Von der Zeche, vom Krieg, von Heinrichs Gebiss in der Puszta Bar. Franz lachte Tränen, und Ella lachte mit.

»Oma«, fragte er einmal, »war früher wirklich alles schwerer?«

Ella sah ihn lange, mit einem Blick, der all die Jahre in sich trug, an.

»Nein, mein Junge«, sagte sie schließlich. »Früher war Vieles einfacher ... nur wir waren es, die schwer zu tragen hatten.«

Draußen rauschte der Wind durch die Bahnhofstraße und irgendwo in der Ferne klang leise ein Lied: »Theo, wir fahr'n nach Lodzsch ...«

Ella lächelte. Das Leben war nicht perfekt gewesen, aber es war ihres. Und das war genug.



Lukas Berger

Zeche von der Heydt

Gesellschaft

Stadt Gaswerk

Berner
Herdfabrik

Zeche Shamrock

Schacht 1 u. 4

Holsterhausen





Kappenfest der BUV-Damen

Kneipen Dönekes - Kappenfest in Herne

Der »Bazillus Karnevalensis« verbreitete sich in Herne zu meiner Zeit sehr rasant. Doch zur rheinischen Fröhlichkeit samt Kostümierung, ist es damals nie gekommen. Nach den entbehrungsreichen Kriegsjahren fing es in den Kneipen und Vereinen doch relativ bescheiden an. Es wurde zu den »Kappenfesten« eingeladen. Neben dem Festtagsanzug mit Krawatte bei den Herren, oder den festlichen Kleidern der Damen, war als Ausdruck der Narrenzugehörigkeit das Papier-Käppchen zu tragen, das außerhalb der Lokalität bequem in der Jackentasche, oder in der Damen-Handtasche aufbewahrt wurde.

Die Musik kam in der Regel von einem Akkordeonspieler, der sich des rheinischen Liederrepertoires bediente. Meistens endeten die Kappenfeste weit nach Mitternacht für die Feiernden mit einem großen oder kleinen »Schwips« und für den Musikanten mit einer heiseren Stimme, da es Verstärker und Mikro nicht gab. Beginn der Kappenfestsaison waren die ersten Januar-Wochenenden. Das Ende kam dann mit dem Rosenmontag, Veilchendienstag und dem Aschermittwoch, mit der Bacchus Verbrennung, feurig, feucht und fröhlich.

Ich erinnere mich noch an eine dieser Veranstaltungen in der Gaststätte »Kanongarten«, dem Vereinsheim meines Fußballclubs SuS Reichsbahn. Nach der Sause in der Kneipe ging es gegen Mittwochnacht in den Garten, wo die Strohuppe »Bacchus« dem Feuer übergeben wurde. Mit Musik, Gesang und Tanz verabschiedete sich die Feiernden von den närrischen Tagen.

Ein fröhlicher Sänger ist in meiner Erinnerung präsent. Unter uns Thekensitzern und -Stehern und Knobelfreunden gesellte sich immer wieder »Sepp«. Ein Kriegsversehrtter mit einer steifen Holzprothese, die sich beim Gang über die nach Öl riechenden Kneipenbohlen sehr laut bemerkbar machte. Von Sepp lernten wir einschlägige Schlager, aber auch Soldatenlieder; die durften ja wieder gesungen werden, da die Bundeswehr sich im Aufbau befand.

»Nikolaus komm in unser Haus« wurde des öfteren gesungen; allerdings mit einem Text, den man heute als frauenfeindlich und sexistisch einstufen würde.



Wolfram Ninka



Hiermit beantrage ich / beantragen wir die Aufnahme in den
Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.

Name:	Vorname:
Straße/Hausnummer:	PLZ / Ort:
Telefon:	E-Mail:

Grundlage der Mitgliedschaft ist die Satzung des Vereins in der jeweils letzten von der Mitgliederversammlung beschlossenen Fassung. Die Satzung kann auf <https://hv-her-wan.de> und in der Geschäftsstelle eingesehen werden.

Den jährlich fälligen Beitrag zahle ich:

- ☐ per SEPA-Lastschriftmandat (siehe Rückseite)
- ☐ per Überweisung
- ☐ Ich/wir möchte(n) meinen/unseren Jahresbeitrag um _____ Euro erhöhen.
- ☐ Ich / wir willige/n ein, dass mich / uns der Historische Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. per E-Mail über alle Belange des Vereins informiert. Meine / Unsere Daten werden ausschließlich zu diesem Zweck genutzt. Eine Weitergabe an Dritte erfolgt nicht. Ich kann / wir können die Einwilligung jederzeit per E-Mail an info@hv-her-wan.de, per Brief an die Geschäftsstelle, oder durch Nutzung des in den E-Mails enthaltenen Abmeldelink widerrufen.

Ort, Datum

Unterschrift



Satzung: <https://hv-her-wan.de/kwt7>



Datenschutzsatzung: <https://hv-her-wan.de/kwa7>



Mitgliedsbeitrag: <https://hv-her-wan.de/kwr7>

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN



Zahlungsempfänger

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Fon: (02323) - 1 89 81 87 Fax: (02323) 1 89 31 45

Gläubiger-Identifikationsnummer:
DE38ZZZ00001792815

Mandatsreferenz: _____ (wird vom Verein ausgefüllt)

Ich ermächtige den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e.V., Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Wenn das Konto nicht die erforderliche Deckung aufweist, besteht seitens des kontoführenden Geldinstituts keine Verpflichtung zur Einlösung. Bei Nichteinlösung gehen die entstehenden Gebühren zu meinen Lasten.

Vor- und Nachname KontoinhaberIn

Straße und Hausnummer

PLZ und Wohnort

Kreditinstitut (Name und IBAN)

DE _ _ | _ _ _ _ | _ _ _ _ | _ _ _ _ | _ _ _ _ | _ _

Ort, Datum

Unterschrift

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN



Berkeler Geschichten

So nett waren unsere Schutzleute damals

Wir hatten früher einen Lebensmittelgroßhandel. Die Waren für große Kunden brachte ein Fahrer weg.

Für die kleineren Kunden war ich zuständig. Ich parkte immer mit meinem Auto auch direkt vor den Geschäften, damit ich es etwas leichter hatte.

Es gab auch schon Halteverbotsschilder, aber diese haben mich nicht gestört.

Ich kannte in Herne jeden Schutzmann.

Diese haben immer weg gesehen, wenn ich mal wieder verkehrt stand. Sie kamen dann zu meinem Auto und bekamen auch immer etwas von mir.

Sei es eine Schokolade, einen Camembert oder eine Dose Cola.

Auf diese Art haben wir uns gut verstanden.

Die Polizei war einfach nur menschlich.

Heute geht es nur um Knöllchen bringen.

Ich erinnere mich; einmal feierten wir ein Jubiläum. Viele Gäste und Geschäftsfreunde waren geladen.

Wir feierten in einem großen Lagerraum.

Gegen Mitternacht kam eine Polizeistreife und wir wurden gebeten, leiser zu sein.

Einige Leute hatten sich wegen des Lärms beschwert.

Wie ging es weiter?

Die Polizisten bekamen erstmal etwas zu essen und zu trinken.

Natürlich auch Alkohol.

Sie hatten mit uns eine tolle Nacht und feierten bis in die Morgenstunden.

Das waren noch Zeiten.



Gerdi Kernbach-Tinnemann

Ein Kochbuch – Erinnerungen und Rezepte aus dem Ruhrgebiet

Ein Kochbuch – Echt jetzt?

In beispiellosen Zeiten wie diesen fragt man sich vielleicht, ob es etwas Belangloseres geben könnte, als ausgerechnet ein Kochbuch zu schreiben mit dem Titel: »Mehr Gerichte unserer Kindheit aus dem Ruhrgebiet«. Genau diese Gedanken beschäftigten mich, als ich an einem Morgen im Februar 2025 auf der A40 unterwegs war.

Die Begegnung in Herne

In Herne begegnete ich einem besonders interessanten Interviewpartner. Das Gespräch über Essen weckte unmittelbar eine Fülle wichtiger Lebenserinnerungen, sodass der Gedanke an die vermeintliche Trivialität eines Kochbuchs schnell in den Hintergrund rückte.

Als mich der Wartberg-Verlag im Herbst 2024 gefragt hatte, ob ich ein Buch über »Mehr Gerichte unserer Kindheit im Ruhrgebiet« schreiben wolle, sagte ich spontan zu. Das Konzept, 60 Rezepte, 60 Geschichten und 60 Fotos miteinander zu verbinden, gefiel mir sofort.

Recherche und Vorbereitung

Im Jahr zuvor hatte ich, im Rahmen des Buches »Aufgewachsen in Dortmund in den 70er & 80er Jahren« viel Zeit in Stadtarchiven, Büchereien und im Internet verbracht. Dieses Mal galt es, Menschen zu finden, die bereit waren, ihre Erinnerungen ans Essen zu teilen und Anekdoten beizusteuern. Zunächst wandte ich mich an meinen Familien-, Freundes- und Bekanntenkreis. Dankenswerterweise meldeten sich zudem mehrere Geschichtsvereine; darunter der Historische Verein Herne / Wanne-Eickel e. V., auf meine Anfragen.

Erinnerungen an das Essen

So kam es zu einem Treffen mit Marcus Schubert, in einem Café in Herne. Er berichtete mir von den wunderbar duftenden Reibeplätzchen seiner Oma Hannah und dem damit verbundenen Aufwand, den heute kaum noch jemand kennt: Den Kohleofen anheizen, riesige Mengen Kartoffeln schälen, reiben und braten, bis 10 Kilogramm verarbeitet waren.

Es heißt, Liebe gehe durch den Magen. Meine Erfahrung ist, dass auch Erinnerun-

gen durch den Magen gehen! So entstanden viele spannende Essens- und Lebensgeschichten unterschiedlichster Menschen, die ich zu Texten ausarbeitete.

Herausforderungen bei den Rezepten

Die aufwändigste Arbeit bestand darin, die Rezepte in ein einheitliches Schema zu bringen und alle Angaben sorgfältig zu überprüfen. Schließlich soll das Buch dazu anregen, die Gerichte nachzukochen!

In einer Zeit voller schwerwiegender Themen zeigt sich: Das Schreiben eines Kochbuchs ist alles andere, als belanglos. Es ist vielmehr eine Hommage an Erinnerungen, die durch das gemeinsame Essen lebendig werden. Mit einem Augenzwinkern kann ich nur sagen:

»Hömma, is dat aba lecka!«



Sabine Henke



»Mehr Gerichte unserer Kindheit« Ruhrgebiet

von Sabine Henke

Wartberg Verlag

127 Seiten

18,90 Euro

ISBN: 978-3831337125

Glück Auf!



»Glück Auf!« – Der Gruß, der echt ist

»Glück Auf!« ist mehr, als ein alter Spruch von früher. Im Ruhrgebiet ist dieser Gruß immer noch total wichtig und du hörst ihn an Orten, wo du es vielleicht nicht erwarten würdest. Er ist quasi der offizielle Gruß der Kumpel, also der Bergleute und hat eine mega krasse Bedeutung, die bis heute nachhallt.

Was der Gruß wirklich bedeutet

Der Spruch ist die Kurzversion von einem ziemlich ernsten Wunsch: »Ich wünsche dir Glück, tu einen Aufschluss, der dich und mich reich macht.« Das klingt vielleicht nach Schatzsuche, aber es war bitterer Ernst.

Stell dir vor: Die Bergleute haben nie gewusst, ob sie nach der Schicht wieder gesund nach Hause kommen. Der Gruß war also ein doppelter Wunsch:

»Glück« hieß, dass sie was Brauchbares finden, wie Kohle oder Erze. Denn das war ihr Lohn.

»Auf« stand dafür, dass sie es auch wieder unverletzt »auf« die Oberfläche schaffen.

Deshalb war »Glück Auf!« auch so ein Zeichen von Respekt und Zusammenhalt. Du hast dem anderen nicht nur einen guten Tag gewünscht, sondern auch, dass er überlebt. Ziemlich krass, oder?

Warum wir »Glück Auf!« immer noch feiern

Auch wenn die Zechen im Ruhrgebiet dichtgemacht haben, lebt der Gruß weiter. Er ist Teil der

Kultur und des Zusammenhalts in der Region. Er symbolisiert Werte, die immer noch wichtig sind: Teamwork, Mut und das Wissen, wo man herkommt. Du hörst ihn zum Beispiel im Fußballstadion, bei Konzerten oder einfach, wenn Leute über ihre Heimat sprechen. Er erinnert uns daran, wie hart die Menschen hier gearbeitet haben und wie stark die Gemeinschaft war, die durch diese harte Arbeit entstanden ist.

Die Kehrseite der Medaille

Man muss aber auch ehrlich sein: »Glück Auf!« wird heute manchmal auch von Leuten benutzt, die mit dem Bergbau und dem Ruhrgebiet gar nichts am Hut haben. Sie wollen mit dem Gruß so tun, als wären sie Teil der regionalen Kultur und Geschichte, obwohl sie die wahre Bedeutung gar nicht kennen. Wenn der Gruß nur noch eine Marketing-Floskel ist, verliert er seine emotionale Tiefe und den Respekt, den er verdient.

Echte Ruhrpottlerinnen und Ruhrpottler erkennen schnell, wer den Gruß aus Überzeugung und mit Respekt benutzt und wer einfach nur auf der Nostalgie-Welle mitschwimmt. Es ist wichtig, die Geschichte dahinter zu kennen, damit »Glück Auf!« auch in Zukunft seine Kraft behält und nicht zu einem leeren Werbespruch wird.

Glück Auf!



Emma Schubert

Binnenmigranten und »Glück auf« in Eickel - Teil I

Im 18. und 19. Jahrhundert kam es in Europa durch Naturkatastrophen und Kriegen zu Notlagen und Hungersnöten, die großen Migrationswellen nach Übersee auslösten, mit dem Höhepunkt am Ende des 19. Jahrhunderts. In Mitteleuropa entwickelte sich aber auch eine starke Binnenmigration, die durch die kräftige Bevölkerungszunahme in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die zunehmende Industrialisierung und dem zügigen Ausbau des Eisenbahnnetzes begünstigt wurde. Ziele der Binnenmigranten waren meist die aufstrebenden Bergbau- und Industriegebiete.

Zu diesen Binnenmigranten gehörten auch meine Urgroßeltern Carl GERZEWSKI & Katharina KÜCHMEISTER aus Ostpreußen sowie Johannes OBMANN & Maria REINBACHER aus Österreich. Beide Paare verließen in den frühen 1890er Jahren ihre Heimat und zogen nach Westfalen, um im prosperierenden Steinkohlerevier an Ruhr und Emscher ihr Auskommen zu finden und zwar auf Zechen in Bickern und Eickel. Besonders Eickel wurde und blieb ihr neuer Lebensmittelpunkt bis ans Ende ihrer Tage.

Meine Urgroßeltern GERZEWSKI

Die Datenlage über meine ostpreußischen Vorfahren ist bisher dürftig. Das liegt am Verlust von Kirchenbüchern in Ostpreußen durch die kriegerischen Ereignisse im 16. und 17. Jahrhundert, der großen Pest im 18. Jahrhundert, den Kriegen im 19. Jahrhundert und den beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert. Im Familienbesitz befinden sich lediglich eine Abschrift der Heiratsurkunde meiner Urgroßeltern Carl und Katharina und eine Geburtsurkunde ihres Sohnes Franz. Bei Recherchen im Internet bin ich unter anderem auch auf die Heiratsurkunde der zweiten Ehe von Carls älterer Schwester Marie Wilhelmine sowie auf die Sterbeurkunde von Carls Mutter Maria gestoßen.

Aus der Heiratsurkunde von Uropa Carl geht hervor, dass seine Eltern Josef

GERZEWSKI (1803 - 1895) und Maria WOJCZOWSKA (1819 - 1914) in der Stadt Neidenburg in Ostpreußen lebten, wo Josef als Totengräber arbeitete. Josef war katholisch, Maria laut ihrer Sterbeurkunde dagegen evangelisch. Das Paar hatte nachweislich zwei Kinder, Marie Wilhelmine GERZEWSKI und Carl GERZEWSKI. Beide erblickten in Neidenburg das Licht der Welt, Marie Wilhelmine am 22. März 1846 und Carl am 08. Juni 1854. Carls Großeltern väterlicher- wie mütterlicherseits sind unbekannt.

Die Eltern von Uroma Katharina waren der Hofmann Friedrich KÜCHMEISTER (1816 - 1892) und Anna PROTOKOWITZ (um 1820 - vor 1885). Sie lebten nordwestlich von Neidenburg auf verschiedenen Gutshöfen beziehungsweise Gütern wie Thurau, Januschkau und Lippau. Wie schon bei Carl sind auch bei Katharina die Großeltern unbekannt. Es fehlen zudem die genauen Personendaten ihrer Mutter Anna. Katharina kam am 22. Sep. 1861 auf dem ungefähr 20 km nordwestlich von Neidenburg gelegenen Gut Thurau-Kirche zur Welt. Ob sie Geschwister hatte ist bisher ebenfalls unbekannt.

Am 26. April 1885 heirateten Carl und Katharina auf dem Thurau Gut im Kreis Neidenburg in Ostpreußen. In Ostpreußen wurden auch ihre beiden ältesten Kinder, Tochter Martha und Sohn Franz (mein Großvater), geboren, allerdings nicht in Thurau sondern in der Stadt Neidenburg. Alle jüngeren Kinder kamen in der neuen Heimat in Eickel zur Welt. Um 1892, vermutlich nach dem Tod von Katharinas Vater Friedrich KÜCHMEISTER, ihre Mutter war bereits in den 1880er Jahren verstorben, zog Carl mit seiner Familie quer durch das Deutsche Kaiserreich nach Eickel und fand Arbeit auf der Zeche Shamrock 3/4.

Die Familie wohnte zunächst in der Bergarbeiter-Kolonie Shamrock 3/4 der Hibernia AG, zu der die Zeche Shamrock gehörte.

Anekdoten zu Carl

Carl war es als Zieglergeselle gewohnt in Gruben zu arbeiten, allerdings in Lehmgruben. Die Gruben im Steinkohlerevier waren dagegen von anderer Art. Carl muß da wohl etwas geschockt gewesen sein, als er zum ersten mal die kohlenverschmierten Kumpel aus dem Berg kommen sah. Er beschloß deshalb nicht unter Tage, sondern weiterhin nur über Tage zu arbeiten. Da auf dem Zechengelände anfangs reichlich Ziegellehm anstand, der zur Herstellung der nötigen Ziegelsteine für den Bau der Zechengebäude verwendet wurde, konnte Carl sehr wahrscheinlich zunächst weiter in seinem Metier arbeiten. Letztendlich war er bis zu seiner Rente im Jahr 1919 ca. 30 Jahre lang über Tage tätig.

In einer weiteren Anekdote wird erzählt, daß Carl in der entbehrungsreichen Zeit der Weltwirtschaftskrise sich für Weihnachten 1932 als einziges Weihnachtsgeschenk ein halbes Pfund Zucker wünschte.



Kaiserzeitliches Familienfoto von 1915. Von links nach rechts: Urgroßmutter Katharina GERZEWSKI geborene KÜCHENMEISTER, Enkel Franz Karl GERZEWSKI (Sohn von Amalie), Schwieger-tochter Amalie GERZEWSKI geborene OBMANN mit Sohn Johannes Karl GERZEWSKI. Foto-Postkarte mit Poststempel: Gelsenkirchen, 23.06.1915. Foto: Atelier Carl Buchholz, Wanne I, Bahnhofstr. 2.

Nach dem Tod seines Vaters Josef im Jahr 1895 in Neidenburg, übersiedelte auch seine Mutter Maria im Alter von etwa 77 Jahren nach Westfalen und wohnte bei ihm in Eickel bis zu ihrem Tod. Sie starb im Jahr 1914, im Alter von 95 Jahren, 19 Jahre nach ihrem Ehemann. Laut Adressbuch wohnte die Familie 1899 und 1903 in Eickel in der Königsstraße 24 und von 1906 bis 1942 in Eickel in der Königstraße 71, ebenfalls in einer Bergarbeiter-Siedlung der Hibernia AG. Urgroßmutter Katharina starb dort im Jahr 1940 mit 78 Jahren. Carl zog danach zu seinem Sohn Franz GERTBERG in die Marienstraße 6, ebenfalls in Eickel, wo Carl am 01. Mai 1947 im Alter von 92 Jahren starb, er war 28 Jahre lang im Rentenstand.

Carl GERZEWSKI, katholisch. Geboren am 08. Juni 1854 Neidenburg, Ostpreußen, Königreich Preußen, gestorben am 01. Mai 1947 in Wanne-Eickel, Westfalen, Deutschland; er wurde 92 Jahre alt.

Am 26. April 1885, mit 30 Jahre heiratete er in Thurau Gut, Kreis Neidenburg, Provinz Ostpreußen, Königreich Preußen, Deutsches Kaiserreich, Katharina KÜCHMEISTER, katholisch, 23 Jahre alt, Dienstmagd. Geboren am 22. Sep. 1861 in Thurau-Kirche, Kreis Neidenburg, Ostpreußen, Königreich Preußen. Gestorben am 13. Februar 1940 in Wanne-Eickel, Westfalen, Deutsches Reich; sie wurde 78 Jahre alt.

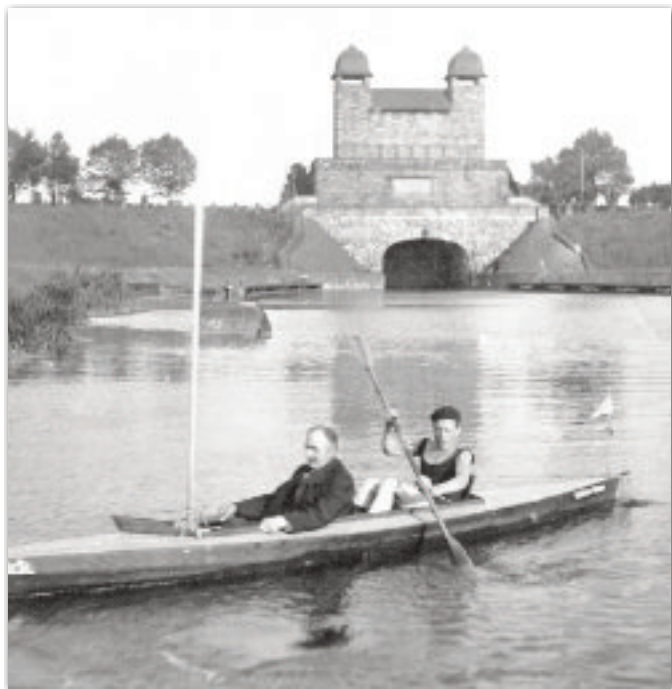
Carl und Katharina waren 54 Jahre verheiratet und hatten Kinder:

- i. Martha GERZEWSKI (1885 - 1969).
- ii. Franz GERZEWSKI/GERTBERG (1887 - 1985), ab 03.06.1927 lautet der Nachname GERTBERG.
- iii. Maria GERZEWSKI (1892 - 1995).
- iv. Anton GERZEWSKI (1895 - nach 1930).
- v. Helena GERZEWSKI (1899 - 2001).
- vi. Gertrud GERZEWSKI (1901 - nach 1912).
- vii. Anna GERZEWSKI (1903 - 2001).

Besonders auffallend bei Familie GERZEWSKI ist das extrem hohe Alter der meisten Familienmitglieder. Ururgroßvater Josef wurde 92 Jahre alt, Ururgroßmutter Maria 96, Urgroßvater Carl ebenfalls 92 und dessen Kinder teils noch älter, Martha immerhin 84, Franz knapp 98, Anna 98, Maria 102 und Helena 103.



Sechs Mitglieder der Familie Carl GERZEWSKI & Katharina KÜCHMEISTER, in den 1920er Jahre in Wanne-Eickel. Von links nach rechts: Tochter Anna, Sohn Franz, Katharina & Carl sowie zwei der vier älteren Töchter Martha, Maria, Helena und Gertrud. Zwei der älteren Töchter und Sohn Anton fehlen auf dem Foto.



Paddelvergnügen am Unterwasser der Schachtschleuse Henrichsburg am Dortmund-Ems-Kanal um 1930. Carl GERZEWSKI mit Enkel Franz Karl GERTBERG im Paddelboot Red Rover, von Franz Karl gebaut.



Meine Urgroßeltern zu Besuch bei ihrem Sohn Franz GERTBERG in Ickern zur Weihnachtszeit der frühen 1930er Jahre. Hinten links: Franz GERTBERG (Sohn) & Amalie GERTBERG geb. OBMANN (Schwiegertochter). Hinten rechts: Irma SIEGMUND (Braut von Franz Karl), Franz Karl GERTBERG (Enkel, Sohn von Franz). Vorne: Walter GERTBERG (Enkel, Sohn von Franz) sowie die Urgroßeltern Carl GERZEWSKI & Katharina KÜCHMEISTER.



Vier Generationen GERZEWSKI/GERTBERG, 1937 in Ickern. Hinten: Walter GERTBERG und Bruder Johannes Karl GERTBERG (Enkel, Söhne von Franz). Vorne: Franz GERTBERG (Sohn von Carl), Uropa Carl GERZEWSKI mit Ferdinand GERTBERG (Urenkel, Sohn von Franz Karl), Franz Karl GERTBERG (Sohn von Franz).



Werner Gertberg

Mitglieder stellen sich vor

Name: Jenny Trzinski

Ich bin die Jenny, 45 Jahre alt, arbeite für ein Bestattungsinstitut und bin Mama einer Tochter. Außerdem habe ich eine zuckersüße Hündin. Alles was ich bisher erreicht habe, geschah durch sehr viel Fleiß. Aufgewachsen bin ich in Elpeshof. Dort besuchte ich die Kita und die Grundschule. Später ging es weiter zum Haranni Gymnasium und für eine Zeit in die USA, um die große, weite Welt zu besuchen.



Hobbies:

Meine große Leidenschaft ist der VfL Bochum. Ich Habe eine Dauerkarte. Auch Eishockey in Herne begeistert mich. Selbstverständlich halten mich meine Familie und meine Hündin auf trapp. Seit einiger Zeit hat mich das Thema Familienforschung gepackt.

Welche Funktion hast du im Verein?

Ich bin stellvertretende Vorsitzende im Verein. Ich habe mich im letzten Jahr um das Netzwerken und speziell um unseren Auftritt in den sozialen Medien gekümmert, weil in diesem Bereich noch großes Entwicklungspotenzial steckt. Ich bin aber auch in allen anderen Bereich des Vereins zu finden und helfe, wo ich kann mit.

Seit wann bist du im Verein?

Ich bin erst seit 2025 offiziell Mitglied geworden.

Warum bist du Mitglied geworden?

Ich hatte bereits einen guten Kontakt zum Verein. Dann kam das Thema Familienforschung auf mich zu. Ich hatte viele Fragen und mir wurde im Verein großartig weitergeholfen. So habe ich den Verein immer mehr kennengelernt und nun engagiere ich mich als Mitglied.

Was interessiert dich am meisten im Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.?

Neben den Treffen, dem »Boten« und den Veranstaltungen, bin ich zunehmend von unserem Archiv begeistert. Lasst mich da mal alleine und ich werde wahrscheinlich vor Begeisterung in den vielen Büchern und Sammlungen versinken. Das ist eine sehr interessante und stetig wachsende Sammlung.



Eickeler Straße (heute Holsterhauser Straße), 1959.

Herner Geschichten

Eines Tages kam ein Brief vom Bürgermeister aus Le Havre, Normandie. Mein Vater hatte versucht, den französischen Kriegsgefangenen, der schon zu Beginn des Krieges aufgegriffen worden war, ausfindig zu machen. Das war 1958 noch ziemlich ungewöhnlich. Wir bekamen also tatsächlich eine erfreute Nachricht und eine Einladung nach Bolbec.

Aus der Begegnung mit der französischen Familie entwickelte sich, trotz der sprachlichen Schwierigkeiten, eine jahrelange Freundschaft. Mit der Tochter dieses zwangsweise meiner Familie zugewiesenen Arbeiters bin ich immer noch in loser Verbindung. Wir besuchten uns gegenseitig in den Ferien, Ich konnte nie begreifen, warum unseren Vätern mal befohlen worden war, sich zu hassen und gegenseitig umzubringen. Ich habe seitdem immer ein Faible für Frankreich gehabt. Wir hatten dort die nettesten Menschen kennengelernt. Sprachschwierigkeiten können Streit verhindern und zum Lachen bringen, wenn man unvoreingenommen versucht, die anderen zu verstehen.

Unsere Deutschlehrerin, Frau Dr. Renner, hatte uns unter anderem auch japanische Haikus – kurze Gedichte – nahegebracht.

Wir Freundinnen schwärmten von Camus, Sartre, den Existenzialisten und beschäftigten uns mit Religionen. Du meine Güte! Zu zweit fühlten wir uns schlau, belesen und entflohen auf diese Weise der realen Welt mit den schlechten Zeugnissen. Japan war soo exotisch und soo weit weg. Kein Gedanke daran, jemals dorthin zu kommen. Einmal entdeckten wir chinesische Essstäbchen in einem Laden und kauften sie. Ein anderes Mal stand tatsächlich einer dieser amerikanischen Schlitten in unserer Straße, die man sonst nur im Kino sah. Würden wir jemals in einem solchen Auto sitzen?

Der »Duft der großen weiten Welt« war auch noch zu uns gekommen, als eines Tages mein Cousin Paul aus Australien auf seiner Hochzeitsreise zu uns zu Besuch kam. Er war als junger Mann der russischen Besatzungszone entflohen, wollte lieber Gold in Tasmanien suchen und fand stattdessen seine Kathleen. Die beiden brachten stark gebrannten Kaffee und ein Känguruhfell mit. Der Wahnsinn! Dazu noch einen Bumerang. Der kam nur leider nicht von allein zurück. Mein Bruder war etwas enttäuscht, weil der nicht so kurvig flog wie er sollte und nagelte ihn an die Wand. Dort fand er später Gesellschaft durch einen Tomahawk, der in Michi-

gan von echten Chippewa für Touristen gefertigt wurde.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Dann kam der 13. August 1961. Wir waren für einige Tage in den Niederlanden, als die Mauer in Berlin gebaut wurde. Schock! Mein Zahnarzttonkel, meine Tante und eine Cousine waren gerade in Herne zu Besuch, wo wir uns alle zusammen treffen wollten. So ganz begriff ich die Panik meiner Verwandtschaft nicht, die einen dritten Weltkrieg voraussahen. Einige waren vom Eingreifen der Amerikaner, die ja inzwischen als beste Freunde der Westdeutschen deklariert worden waren, überzeugt.

Aber nichts Dergleichen geschah. Onkel und Tante mit ihrer jüngeren Tochter standen nun vor einer lebenswichtigen Entscheidung. Gehen oder bleiben? Wenn sie bleiben würden, wären sie völlig mittellos. Meine Onkel würde seine Praxis in Sachsen zurücklassen, meine Cousine müsste sich ebenfalls umorientieren, denn sie war dort seine Assistentin. Die ältere Schwester und ihre Familie würden in der DDR zurückbleiben und ein Wiedersehen stand in den Sternen.

Die Drei blieben schweren Herzens. Sie waren nie mit dem real gelebten Sozialismus einverstanden gewesen. Meine Cousine sehnte sich nach ihrer Schwester, aber sie hatte den immer eingengteren Alltag in Sachsen kaum noch ertragen. Immerhin lebte ein Bruder bereits in Herne.

Wir rückten zusammen. Meine Cousine kam zunächst in der Strumpffabrik Schulte & Dieckhoff unter, und mein Onkel suchte nach einer vakanten Praxis. Mit über 60 Jahren begann er wieder sein Berufsleben ganz von vorn. Diesmal in der Nähe von Hameln. Leider starb er drei Jahre später. Der nochmalige Verlust seiner beruflichen Existenz und der späte Neuanfang hatten ihm zugesetzt.

In dieser Zeit, ohne Telefon in jedem Haus, besuchte man sich oft. Verabredungen gab es auch ohne Smartphone oder ähnlichem. Man ging einfach hin, oder klingelte an der Tür. Feste feierte man wie sie fielen. Die Weltkriege mit allen ihren Folgen wurden häufig mit Alkohol hinuntergespült. Man traf sich auch zuhause bei Erdbeerbowle, Salzstangen und Käseigeln. Man machte Musik, so gut man konnte und wurde immer lustiger. Man schlug für den Rhythmus mit zwei Löffeln aufs Knie oder tat Erbsen in eine leer Kaffeedose. Für die jungen Leute wurden »Hausbälle« arrangiert, die bei



Helga 1959 an der Litfaßsäule.

wohlwollenden Eltern sittsam in kleinen Runden stattfanden. Federball und Hula Hopp kamen in Mode. Im Sommer gab es die Badeanstalt, Ausflüge in den Gelsenkirchener Zoo und ich fuhr zum Zelten an den Dülmener See.

Die Cranger Kirmes war auch nicht weit. Mein Onkel sorgte für die Beschallung der Schrebergartenfeste. Die italienischen Arbeiter hatten die typisch deutsche Sehnsucht nach Sonne entfacht und nach den Ferien schwärmte so mancher von Rimini, während Conny das Heimweh der »kleinen Italiener« besang. Italien lockte so Manchen, mit dem neuerworbenen gebrauchten Käfer, vollbeladen mit Familie und Gepäck, über die Berge ans Meer zu fahren.

Ich dagegen träumte von fernen Welten und lernte trotzdem keine Vokabeln.

Aber der Fall aus meiner gedachten Höhe in den Wolken kam mit den »blauen Briefen«. Die Versetzung war gefährdet. Das war schon ziemlich ehrenrührig. Ein Schulwechsel war eine kurzfristige Rettung. Also fuhr ich nun täglich nach Bochum. Aber ach, auch das half nur kurzfristig und so erreichte mich eines Tages dann doch das Urteil: Klassenziel nicht erreicht!

Mein Selbstbewusstsein war auf dem Tiefpunkt! Meine Freundin hatte die Schule verlas-



Eickeler Straße (heute Holsterhauser Straße), 1959.

sen, und ich ließ den Kopf hängen. Aber ein Wunder geschah. Mein Vater, den ich in meinem Teenagerkopf für antiamerikanisch und weltfremd hielt, brachte mir eines Tages eine Zeitungsnotiz: Austauschschüler gesucht. Youth for Understanding. Bewirb dich doch mal. Mehr als nein sagen können sie nicht.

Ich hielt diese Idee für völlig verrückt. Mit meinem Nichtversetzungszeugnis sollte ich mich bewerben? Wir peinlich würde das werden? Außerdem war ich außerhalb der Familie eher schüchtern und gehemmt.

Aber mein Vater meinte, ich müsse mal von Mutters Schürzenzipfel weg und mir den Wind um die Nase wehen lassen. Er konnte sehr gut insistieren. So fuhr ich eines Tages doch nach Dortmund und stellte mich den Fragen der Auswahlkommission. Wahrscheinlich waren die Prüfer über die Frechheit mit meinem Zeugnis so beeindruckt, dass sie mich für fähig hielten, mich in einer fremden Welt zurechtzufinden. Ich wurde angenommen.

Damals, 1962/63 war eine solche Unternehmung nicht gerade üblich. Ich hatte Angst vor meinem Mut. Meine Mutter nähte mir für die Reise ein Chanel-Kostüm und mein Bruder brachte mich mit seinem Mini nach Amsterdam. Dann saß ich in einer Super-Constellation der Flying Tiger Line auf dem Flug nach Detroit, Michigan, mit Zwischenlandungen in Shannon, Irland und Gander, Neufundland.

Das Jahr in Petoskey, Michigan, weit weg von Herne und der Familie, brachte mir jede Menge

neuer Erfahrungen und Erkenntnisse und führte mich doch wieder zurück.

Das Mädchengymnasium führte nun auch einen Zweig ohne Latein zur Reifeprüfung und so entschloss ich mich, ein Jahr zu wiederholen und zurück an mein altes Herner Gymnasium zu gehen.

Sieben der 13 Mädchen unserer Klasse schlossen sich enger zusammen. Wir trafen uns außerhalb der Schule zu tiefsinnigen Gesprächen und hatten wirklich nur noch Schule im Sinn. Wirklich? Immerhin war ich schon 19 Jahre alt. Volljährig wurde man aber erst mit 21. Die Zeit bis zum Abitur dehnte sich. Wie langsam sie doch verging. Die Welt wartete doch auf uns!

Sofort nach meinem Abschluss (1965) zogen wir von Herne weg und mein Berufsleben bei der Deutschen Lufthansa begann am Frankfurter Flughafen mit neuen Abenteuern.

Es kam nur noch zu gelegentlichen Besuchen in der Stadt meiner Kindheit und Jugend. Die Verwandten waren entweder verstorben, oder lebten jetzt woanders in anderen Städten oder Ländern. Zu meinem 70. Geburtstag gönnte ich mir aber einen kompletten Herner Tag auf alten Wegen.

Ganz in der Nähe meiner alten Wohnung, in der Eickeler Straße (umbenannt: Holsterhauser Straße), besuchte ich das archäologische Museum, das dort inzwischen errichtet worden war. Ich war begeistert. Zufällig kam ich mit einer



Stadtbad 1959.

anderen Besucherin ins Gespräch. Eine junge Frau mit migrantischem Hintergrund konnte nicht glauben, was sie sah. Ihr war durch ihre Religion eine andere Entstehungsgeschichte der Menschheit nahe gebracht worden. Hatte die Wissenschaft recht? Wie auch bei fundamentalen Christen und Juden, die ich in den USA kennengelernt hatte, kollidierten Glaube und Wissenschaft in ihrem Denken.

Diese sympathische junge Frau kam aus Horsthausen, wie sich herausstellte, und kannte das dortige Geschäft meines Onkels. Sie gehörte zur dritten Generation der aus der Türkei eingewanderten Arbeiter. Eine echte Hernerin, die ihre Geburtsstadt und deren Vergangenheit studieren wollte.

Gegenüber meiner alten Adresse gab es jetzt eine Bushaltestelle, an der inzwischen sehr befahrenen Durchgangsstraße. Dort ruhte ich mich eine Weile aus. In mein ehemaliges Kinderzimmerfenster hatten die Bewohner ein Herz gehängt.

Irgendwo trank ich zu Currywurst eine Selters aus der blauen Flasche, die ich fast schon vergessen hatte. Ich kam in der Nähe des Evangelischen Krankenhauses an einem Kiosk vorbei. Hier hörte ich von den Männern, die dort ihr Bierchen tranken, die Sprache von Kumpel Anton, wie sie sich über ihre Alte zuhause ausließen, die wieder mal was zu meckern gehabt hatte. Am liebsten wäre ich stehengeblieben und hätte ihnen weiter zugehört.

Ich lief die alten Straßen weiter, bis die Füße müde waren und gönnte mir ein Eis bei Campo, unserer Teenager-Eisdiele.

Auf dem Schützenplatz ist das Foto an der Litfaßsäule 1959 entstanden. Mein Bruder war immer zu Späßen aufgelegt und hielt die Kamera absichtlich etwas schräg. Es sollte so aussehen, als ob ich die Säule abstützte.

Alles in allem ein sehr gelungener Tag, auch wenn ich es nicht mehr zum Schloss Strünkede, oder nach Horsthausen geschafft hatte. Vorbei an den tätowierten Motorrad-Bikern am Bahnhof stieg ich zufrieden und erschöpft in den Zug nach Düsseldorf.

Dieser Abschied von Herne ist nun 11 Jahre her. Kinderzeit und Jugend dort waren sicherlich prägend. Ich hatte sie gern in dieser ruhigen Stadt verbracht, aber gleichzeitig lebte ich auch in der anderen Welt der Vertriebenen, der Heimatlosen, die von dunklen Wäldern und kristallinen Seen träumten. Die glitzerten wirklich, als ich mit 50 Jahren mein Heimatdorf besuchte.

Ende ...



Helga Kawashima,
die in Herne noch Helga Reuter hieß.

